

# Mensch und Stadt<sup>1</sup>

FELIX ZU LÖWENSTEIN SJ

Die Stadt, insbesondere die Großstadt, findet auch heute noch sehr unterschiedliche Beurteilung. Die letzten 100 bis 150 Jahre haben ein geradezu explosionsartiges Anschwellen der Großstädte gebracht, das heißt also eine sehr starke und weitverbreitete Bejahung des Stadtgedankens. Aber dieses Wachstum unserer Städte wurde auf der andern Seite von einem dauernden Klagegesang begleitet. Diese Klagen über die verheerenden Wirkungen großstädtischer Vermassung kamen aus verschiedenen Lagern, von Dichtern und Kulturphilosophen, von Romantikern, wie auch von manchen sehr nüchternen Sozialwissenschaftlern.

Auffallend ist, daß sich die katholische Kirche wohl nie an diesem allgemeinen Verdammungsurteil beteiligt hat. Es dürfte keinen maßgeblichen Theologen geben, der sich aus theologischen Gründen städtefeindlich geäußert hätte, weit weniger eine offizielle kirchliche Verlautbarung. Nicht einmal die katholische Jugendbewegung der zwanziger Jahre, die so sehr auf die Wiederentdeckung der Natur aus war, war städtefeindlich gesinnt. Im Gegenteil, die Mehrzahl dieser jungen Menschen kam aus den großen Städten und kehrte dorthin wieder zurück.

Vielleicht hängt es mit der nüchternen Denkweise der Zeit seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges zusammen, daß man heute allgemein weniger romantisch denkt und daß daher auch städtefeindliche Äußerungen seltener geworden sind. Nichtsdestoweniger sind alle der Überzeugung, daß in unseren Großstädten nicht alles gut, daß manches verbesserungsbedürftig ist. Der Bundestag hat im vergangenen Jahr das Baugesetz geschaffen, das die praktische Grundlage für manche Verbesserung bieten soll. Das Bundesministerium will vom Wohnungsbau zum Städtebau voranschreiten. Stadt-sanierung, Stadtplanung, Neuordnung unserer Städte sind Themen, die heute in der Luft liegen. Wenn die Verbesserungsvorschläge im allgemeinen von Architekten und Städtebauern vorgetragen werden, so sei hier der Versuch gemacht, solche Vorschläge aus einer mehr grundsätzlichen Sicht heraus zu untermauern.

Städte sollen für Menschen gebaut werden. So wird man sich wohl zuerst fragen müssen, was der Mensch sei, und wie die Stadt des Menschen von morgen gestaltet werden soll.

## WAS IST DER MENSCH?

Die Frage nach dem Wesen des Menschen läßt sich in zweifacher Richtung stellen. Was ist der Mensch im Hinblick auf seine untermenschliche Umwelt? Und: Was ist er im Hinblick auf die mitmenschliche Umgebung?

<sup>1</sup> Die folgenden Ausführungen wurden in leicht abgeänderter Form als Vortrag vor der katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg in Bühlertal im März 1960 gehalten.



Was den Menschen über die ihn umgebende Umwelt emporhebt, ist seine Geistnatur. Bei dieser Aussage wird für gewöhnlich daran gedacht, daß er die Fähigkeit zu geistiger Einsicht und zusammenhängend damit zu freien Willensentscheidungen habe. Indes ist das eine statische Betrachtungsweise. Eine mehr dynamische Betrachtung zeigt, daß die Dinge der menschlichen Umwelt positiv auf den Menschen hingeeordnet sind. Daß sie ihm zu Diensten stehen und daß umgekehrt der Mensch sowohl Recht als Auftrag hat, die Dinge zu formen und zu gestalten. Die Heilige Schrift spricht das in dem bekannten Paradiesesauftrag aus: „Seid fruchtbar und mehret euch! Erfüllet die Erde und macht sie euch untertan!“ (Gen 1, 28). Und wiederum: „Gott nahm also den Menschen und brachte ihn in den Garten Eden, damit er ihn bebaue und pflüge“ (Gen 2, 15).

Das bedeutet also, daß der Mensch zum Unterschied von Pflanze, Tier und Stein nicht ein voll in die Natur eingebettetes Wesen ist. Jede Pflanze, jedes Tier findet in sich und in seiner Umwelt gewisse einander zugeordnete Gegebenheiten. Diese genügen ohne jedes weitere Zutun für seine Existenz.

Anders der Mensch. Schon eine oberflächliche Betrachtung zeigt, daß er, verglichen mit allen andern Lebewesen, für sein Dasein außerordentlich schlecht ausgestattet ist. Als einziges Lebewesen findet er an seinem Leib kein fertiges Kleid vor. Um sich vor Hitze und Kälte zu schützen, muß er ein solches erst selbst erfinden und gestalten. Er findet in sich keinen Instinkt vor, ein ganz bestimmtes Nest oder einen Bau unter der Erdoberfläche zu bauen. Er muß sich seine Behausung selbst gestalten, und der Gestaltungsmöglichkeiten gibt es zahllose. Besonders deutlich wird das Ungeügen seiner Ausstattung an seiner Ernährungsweise. Es gibt nur wenige Nahrungsmittel, die der Mensch ohne weiteres genießen kann — einige Früchte vielleicht. Alle anderen Nahrungsmittel muß der Mensch, damit sie ihm bekömmlich werden, erst zubereiten. In frühester Zeit schon fand er, daß die ihm bekömmlichste Form der Zubereitung das Kochen der Speisen sei. Dazu braucht er das Feuer. Mit Recht hat man darum gerade Spuren von Feuerstellen für einen der sichersten Beweise dafür angesehen, daß man menschliche Überreste vor sich habe.

Andererseits findet der Mensch in sich einen freien Gestaltungsdrang. Auch das Tier hat einen gewissen Gestaltungsdrang, aber dieser verläuft immer in feststehenden Bahnen. Der des Menschen dagegen ist frei. Der Mensch kann seine Werkzeuge in der verschiedensten Weise und aus den verschiedensten Materialien, vom Stein über das Eisen bis zu den modernen Kunststoffen gestalten. Die Art seiner Bekleidung bietet ihm fast unbegrenzte Gestaltungsmöglichkeiten. Ja, er kennt auch ein völlig zweckfreies, rein ästhetisches Schaffen. Schmuck wurde daher neben Feuerstellen immer als ein typisches Zeichen menschlicher Tätigkeit angesehen.

Die Zuordnung der Natur zum Menschen hat ein doppeltes Gesicht. Auf der einen Seite begegnet sie ihm feindlich. Die Wälder drohen seine Siedlungen zu verschlingen, das Wasser seine Äcker fortzuspülen, die Sonne



brennt unbarmherzig auf seine Saaten nieder. Ganz besonders ist das Hochgebirge mit seinen Eis- und Gletschermassen dem Menschen bis in die beginnende Neuzeit hinein immer als etwas Bedrohliches und Schreckliches erschienen. Die Heilige Schrift erklärt diesen feindseligen Charakter der Natur als Sündenfolge: „Weil du der Bitte deiner Frau nachgegeben und von dem Baum gegessen hast, von dem ich dir geboten hatte, du darfst nicht von ihm essen, sei der Erdboden verflucht um deinetwillen ... Dornen und Disteln wird er dir tragen ... Im Schweiß deines Angesichtes wirst du dein Brot essen“ (Gen 3, 17—19).

Andererseits kann der Mensch nicht leben ohne Sonne, Licht und Regen. Und er kann nur das gestalten, was ihm die Natur anbietet. So ist die Natur dem Menschen wieder freundlich gesinnt.

Daraus ergibt sich die gerade für den Städtebau wichtige Frage: bedarf der Mensch für seine körperliche und seelische Gesundheit der Natur? Und wieviel Naturverbundenheit benötigt er? Es leuchtet ein, daß es von großer Wichtigkeit wäre, wenn man diese Frage klar beantworten könnte. Man wüßte dann genau, wieviel „Natur“ man in die Stadt von morgen einplanen müßte.

Indes ist eine exakte Beantwortung nicht möglich. Nicht nur weil es darüber keine Untersuchungen gibt, sondern vor allem deswegen, weil solche Untersuchungen gar nicht möglich sind. Der Mensch ist nämlich ungeheuer anpassungsfähig, vielleicht das anpassungsfähigste Lebewesen schlechthin. Das gilt schon von seiner körperlichen Konstitution. Es gibt kaum ein Lebewesen, das so über alle Breiten und Klimazonen verbreitet ist wie der Mensch. Wie oft hat sich der Schreiber dieser Zeilen in Indien über die Moskiten geärgert. Moskiten gehen nämlich bei einem bestimmten Wärmegrad schlagartig ein. Obgleich sie ausgesprochene Tropentiere sind, können sie gewisse Hitzegrade nicht vertragen. Der Mensch, auch der Europäer, empfindet diese Hitze vielleicht als unangenehm, aber er kann sie ertragen. Deutsche, die jahrelang in Indonesien gelebt hatten, hatten sich so sehr an das dortige feuchte Klima gewöhnt, daß sie sich, als sie während des Krieges nach Indien transportiert wurden, darüber beklagten, hier sei die Hitze zu trocken! Die Anpassungsfähigkeit geht so weit, daß ungünstige Lebensbedingungen den Körper (innerhalb gewisser Grenzen) nur noch widerstandsfähiger machen.

Ebenso ist der Mensch auch seelisch anpassungsfähig. Es ist bekannt, daß die deutschen Soldaten die ungeheuren Weiten der russischen Ebene als bedrückend empfanden, während die russischen Bewohner dieser Gegenden gerade die grenzenlose Weite ihrer Heimat lieben. Ein Deutscher, der während des Krieges aus einem Internierungslager nach Tibet entkam, kehrte nach einigen Wochen zurück und stellte sich freiwillig den politischen Behörden, weil er die unendliche Einsamkeit der tibetanischen Hochebene nicht länger ertragen konnte. Die Tibetaner selbst dürften sie nicht nur ertragen, sondern lieben. Was das wünschenswerte Maß von Naturverbundenheit an-



geht, so scheint es, daß der Mensch gerade hier ganz besonders anpassungsfähig ist. Ein verstaubter Baum in einem Hinterhof vermag ihm unter Umständen die ganze Natur zu ersetzen. Peter Lippert hat einmal darauf hingewiesen, daß eine Topfpflanze so sehr die ganze Fülle der Natur mit ihren unheimlichen Tiefen enthalten könne, daß der Mensch in die Gefahr geraten könnte, sich dahinein zu verlieren.

Aus all diesen Gründen scheint es wohl nicht möglich, exakt zu sagen, wieviel Naturverbundenheit der Mensch benötigt, um gesund zu sein. Immerhin scheinen gewisse Erscheinungen, wie die Schrebergärtenbewegung, die Wanderbewegung der zwanziger Jahre und der Ausflugsverkehr, der sich an jedem Sonn- und Feiertag aus unseren Großstädten ergießt, darauf hinzuweisen, daß der Mensch doch einer gewissen Naturverbundenheit bedarf und daß das rechte Maß dieser Verbundenheit in unseren Großstädten weitgehend unterschritten ist. Gewiß, der moderne Großstädter, der am Sonntag aufs Land hinausfährt, sucht nicht die Natur im Sinn der wilden, unberührten Natur, noch das eigentliche Engagement mit der Natur, wie es die Aufnahme einer echt bäuerlichen Lebensweise wäre. Er sucht vielmehr die „Landschaft“, den Badestrand und die Waldeskühle (auf gut gepflegten Fußwegen); er sucht „Wandern, Schwimmen, Rudern, Paddeln, Wasser- und Sonnenbäder-Nehmen, Radeln, Auteln“ (Willi Hellpach), aber das alles dürfte sicher nichts an der Tatsache ändern, daß er eben doch Natur sucht, die weniger menschengestaltet ist als diejenige, die er in der großstädtischen Umgebung vorfindet.

Aus all dem ergibt sich, daß es dem Menschen „natürlich“ ist, „unnatürlich“ zu sein. Daß er also ein Wesen ist, das nicht natureingebettet ist, sondern dem durch seine Geistnatur aufgegeben ist, seine Umwelt in geistbedingter Weise zu gestalten. Das scheint eine Wahrheit zu sein, die vielfach übersehen wird. Man denke an manche Verfechter des Eigenheimgedankens. Der Eigenheimgedanke ist ohne Zweifel richtig und gut. Wenn man aber z. B. sagt (wie es schon geschah), es sei doch offenbar viel natürlicher für den Menschen, festen Boden unter seinen Füßen zu haben als, wie das in Mietshäusern geschehe, die Köpfe anderer Menschen, die unter ihm wohnen, dann dürfte man folgerichtig die Häuser nicht unterkellern. Mit solchen Argumenten könnte man zahlreiche Absurditäten beweisen z. B., daß es widernatürlich sei, zu fliegen; daß Gehen die einzig natürliche Fortbewegungsweise sei, und daß es unnatürlich für den Menschen sei, sich in irgendein Gefährt zu setzen und sich von Pferden oder von einem Motor dahinziehen zu lassen.

Ebenso erscheint es verfehlt, wenn manche Stadtplaner den Menschen zum Maß baulicher Maßnahmen machen wollen, ihn dabei aber nur als biologisches Wesen sehen. Wenn jemand zum Beispiel eine sogenannte Reißbrettplanung, also eine Planung in streng geometrischen Formen ablehnt, dann mag er dies damit begründen, daß eine solche Planungsweise unsachlich und unpraktisch sei. Sagt man aber, sie sei unnatürlich, in der Natur selbst gebe



es keine geometrischen Formen, sondern nur solche ganz anderer Art, etwa die des vielgeäderten Blattes, der Baumkrone, der menschlichen Niere, dann ist zu erwidern, daß eine solche Betrachtungsweise den Menschen wiederum nicht in seiner Ganzheit als geistiges Wesen sieht. Weshalb sind denn Städteplaner durch Jahrtausende hindurch immer wieder zu gewissen geometrischen Formen gekommen? Deswegen, weil gerade die geometrischen Formen geistige Formen sind; der Mensch ist eben nicht ein bloß biologisches Wesen, sondern er gestaltet aus dem Geist heraus die Dinge. Man mag also solche Formen der Stadtgestaltung aus anderen Gründen ablehnen, die Begründung aber, sie seien nicht natürlich, scheint bedenklich zu sein.

Und endlich ergibt sich aus dieser ersten Überlegung, daß der Mensch einen Gestaltungsauftrag hat, dem keine quantitativen Grenzen gesetzt sind. Man kann nicht sagen, ein Haus bauen sei dem Menschen gemäß, eine Großstadt dagegen erbauen, mit einer Maschine durch die Luft fliegen oder gar in den Weltraum vordringen sei Hybris, sprengt alles Menschenmaß. Der Auftrag, zu gestalten, wurzelt in der Geistnatur des Menschen, und Geist kann nicht durch irgendwelche quantitativen Größen eingegrenzt werden, wenngleich ihn auch die Steigerung des Quantitativen vor ganz neue Aufgaben geistiger Art stellt. Eingegrenzt wird der Geist durch die sittlichen Gebote.

Fragt man weiter: was ist der Mensch im Verhältnis zu seiner menschlichen Umwelt?, so stehen wir mitten in der Auseinandersetzung, die heute die Welt in die zwei Lager des Ostens und des Westens teilt. Denn diese Frage ist es, die heute das Weltbild des Westens von dem des Ostens unterscheidet.

Der Liberalismus des 19. Jahrhunderts hatte auf der einen Seite den Individualismus hervorgebracht. Im Gegensatz dazu hatte Karl Marx das sozialistische Bild des Menschen entworfen. Es ist das Verdienst der christlichen Soziallehre, daß sie gegenüber diesen beiden verfehlten Ansatzpunkten den richtigen sozial-philosophischen Ansatzpunkt klar herausgearbeitet hat: der Mensch ist eine Person, das besagt ein einmaliges, unwiederholbares, selbstständiges und gleichzeitig ein in tausendfacher Weise in die Gesellschaft hinein verflochtenes Wesen.

In seinen beiden Ausgestaltungsformen, der individualistischen und der sozialistischen, war der Liberalismus dahingeführt worden, nur mehr den einzelnen und den Staat zu sehen. Formen der Vergemeinschaftung, die zwischen dem einzelnen und dem Staat standen, hatte der Liberalismus des frühen 19. Jahrhunderts systematisch zu zerschlagen gesucht und damit ungewollt der Vermassung und der Diktatur die Wege bereitet. Wiederum ist es ein Verdienst der christlichen Soziallehre, daß sie demgegenüber immer betont hat, daß es nicht nur einzelne und den Staat gebe, sondern zwischen den beiden die menschliche Gesellschaft mit ihren zahlreichen, geordneten Gruppierungen. Der Mensch ist kein Herdenwesen, wie der Büffel in seiner Herde, die Mücke in ihrem Schwarm. Die ungestaltete Masse bedroht seine



personalen Werte. Der Mensch bedarf der geordneten und gegliederten Gesellschaft, um seine personalen Werte voll entfalten zu können.

Darum hat der Mensch zu allen Zeiten in irgendwelchen Gemeinschaftsformen gesiedelt. Der Einsiedler ist nicht die Regel, sondern der Ausnahmefall. Auch der Städtebau ist keineswegs etwas Neues und keineswegs eine euro-amerikanische Erfindung. Unsere Städte der Gegenwart sind im Gegenteil späte und sehr unvollendete Nachzügler. Die Geschichte des Städtebaues ist ungefähr 7000 Jahre alt, die Geschichte der modernen euro-amerikanischen Städte rund 150 Jahre. Die ältesten Städte der Welt, von denen wir Kenntnis haben, lagen im Vorderen Orient. Auf die Zeit von rund 5000 v. Chr. gehen zurück Jericho (in seinen ältesten Schichten), Ur und Uruk in Mesopotamien, Susa in Persien und Hierakonpolis in Oberägypten. Kisch, Nippur und Eridu in Mesopotamien waren Städte des 4. Jahrhunderts v. Chr., ebenso Anau in Turkestan. Das älteste Troja und Mohendscho Daro in Indien gehen auf etwa 3000 v. Chr. zurück. Auch in China gab es schon 2000 v. Chr. Städte, wie etwa Anyang. Babylon, die aus der Bibel wohlbekannte Stadt, viermal zerstört und wieder aufgebaut, hatte eine Lebensdauer von rund 2000 Jahren. Damaskus, heute noch eine blühende Stadt, existiert seit rund 5000 Jahren. Susa, das im 14. Jahrhundert endgültig verschwand, dürfte eine Lebensdauer von 5400 Jahren gehabt haben. Ebenso wäre es ganz falsch, zu denken, diese Städte könnten sich mit unseren Städten im großen und ganzen nicht vergleichen. Das Gegenteil ist der Fall: unsere modernen Städte haben nur selten einen solchen Glanz erreicht wie Babylon mit seinem fünffachen Mauerring, seinen breiten Prachtstraßen und seinem weit über die ganze Gegend hin sichtbaren Tempelturm, dem Zikkurat; oder wie Mohendscho Daro mit seinen breiten Straßen, mit seinen mehrstöckigen, komfortablen Häusern mit fließendem Wasser in allen Räumen. Pataliputra in Indien hatte im 4. Jahrhundert v. Chr. 500 000 Einwohner, Syrakus um die gleiche Zeit etwa 400 000, Seleukia am Tigris hatte im 3. Jahrhundert v. Chr. 700 000, während Rom im 2. Jahrhundert n. Chr. die Millionengrenze bereits überschritten hatte.

#### FOLGERUNGEN FÜR DIE STADTGESTALTUNG

Man wird also die Stadt als solche grundsätzlich bejahen; zu verurteilen sind nur bestimmte Fehlentwicklungen. Hierbei wird man zwei Dinge beachten müssen. Erstens, daß etwas nicht deswegen ein Fehler zu sein braucht, weil es anders ist, als es früher war. Das scheint zwar eine Selbstverständlichkeit zu sein, aber ist es nicht die bekannte und immer wiederkehrende Quelle der Kritik alternder Menschen: „Zu unserer Zeit hat es das nicht gegeben!“? Man hat den Eindruck, daß sich auch die Kritik am Städtebau vielfach aus dieser Quelle speist: „Früher war das alles doch ganz anders!“ Es bleibt im Einzelfall durchaus zu prüfen, ob „die gute alte Zeit“ wirklich besser war und ob das andere nur deswegen, weil es anders ist, wirklich schlech-



ter ist. Auch wird man unterscheiden müssen zwischen Fehlern, die in den Zeitumständen im allgemeinen ihre Ursache haben, und solchen, die speziell auf die städtische Lebensform zurückzuführen sind. Auch diese Unterscheidung scheint vielfach nicht berücksichtigt zu werden. Man weist zum Beispiel auf die „Einsamkeit des großstädtischen Menschen“ hin und erwähnt dabei vielfach auch die metaphysische Ursache dieser Vereinsamung. Diese gilt natürlich im außerstädtischen Raum genau so wie im städtischen.

Dies vorausgeschickt, wird man vielleicht an die Stadtgestaltung von morgen die folgenden Forderungen richten können:

#### DIE STADT SOLL GESUND SEIN

Zwar haben neuere Forschungen eindeutig erwiesen, daß die frühere Vorstellung, das Landleben sei gesünder als das Leben in der Stadt, nicht haltbar ist. Es hat sich im Gegenteil gezeigt, daß die Gesundheitsverhältnisse auf dem Land schlechter sind als in der Stadt, weil hygienische Maßnahmen vielfach noch nicht in dem gleichen Ausmaß aufs Land hinausgedrungen sind.

Aber auch für die Gesundheitsverhältnisse in der Stadt bleibt noch viel zu tun. Gesunde Wohnungen, Luftreinigung, Lärmbekämpfung sind nur einige der hier zu nennenden Punkte. Zwei Fragen sind in diesem Zusammenhang von besonderer Bedeutung: erstens: ist es wahr, daß große Städte sterben? Daß sie nicht in der Lage sind, sich aus eigenem Geburtennachwuchs zu erhalten; daß sie auf Zuzug vom Lande angewiesen sind? Und zweitens: ist es wahr, daß die Kriminalität in den Städten höher liegt als auf dem Land? Wäre dies wahr, so stellte das Leben in der Stadt eine ernste Schädigung der körperlichen bzw. seelischen Gesundheit dar.

Nun ist mit Sicherheit erwiesen, daß von einer Schädigung der Fortpflanzungsfähigkeit durch die großstädtische Lebensweise keine Rede sein kann. Wenn die durchschnittliche Kinderzahl in den Städten geringer ist als auf dem Land, wie das für die zwanziger und dreißiger Jahre statistisch einwandfrei nachgewiesen worden ist, dann liegt das nicht an einer Fortpflanzungsunfähigkeit, sondern an einer verminderten Fortpflanzungswilligkeit. Hier aber erhebt sich die Frage, ob das eine dauernde oder nur eine vorübergehende Erscheinung ist. Es scheint nämlich, daß sich seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges eine gegenläufige Bewegung bemerkbar macht, deren Ursachen noch nicht völlig geklärt sind. Überhaupt ist man sich über die Ursachen abnehmender Fortpflanzungswilligkeit bei bestimmten Völkern zu bestimmten Zeiten noch keineswegs klar. Zur Zeit dürfte es daher nicht möglich sein, mit Sicherheit zu sagen, ob die städtische Lebensform die Fortpflanzungswilligkeit tatsächlich dauernd herabsetzt.

Von den Formen der Kriminalität scheint vor allem eine durch die städtische Lebensweise tatsächlich begünstigt zu sein, nämlich die der Jugend, jener, die man als „Halbstarke“ bezeichnet hat, also jene randalierende und



mitunter bis zu verbrecherischen Exzessen schreitende Jugend, von der schon längst nachgewiesen ist, daß sie zum nicht geringen Teil gutgestellten bürgerlichen Kreisen entstammt. Es scheint, daß diese Form von Jugendkriminalität nichts anderes ist als ein Protest gegen ein allzu gesichertes und daher langweiliges Leben. Nun ist leicht einzusehen, daß gerade die großstädtische Lebensform das Leben als sehr gesichert erscheinen lassen kann. Auf dem Land ist eine Unwetterkatastrophe immer noch eine Katastrophe. In der Großstadt wird sie vielfach kaum bemerkt.

Indes ist das eine Situation, gegen die auch andere Reaktionen als das Verbrechen denkbar sind. Der junge Franz von Assisi fand sich, als er singend und lärmend mit der jeunesse dorée durch die nächtlichen Straßen von Assisi zog, in einer ganz ähnlichen Lage. Seine Reaktion darauf war, daß er ein Heiliger wurde. Es scheint durchaus nicht abwegig zu denken, daß gerade die gesicherte städtische Lebensform manchen Menschen das Abenteuer eines radikal gelebten Christseins neu begreifen lassen könnte.

#### DIE STADT SOLL NATURVERBUNDEN BLEIBEN

Das ist eine Forderung, die man unseren Städteplanern nicht erst beizubringen braucht. Grüngürtel, „Lungen“, planmäßig verteilte Parkanlagen, Verzahnung mit der die Stadt umgebenden Landschaft betrachtet heute jeder Stadtplaner als selbstverständliche und wichtige Anliegen.

Indes wirft diese „Verzahnung“ neue Probleme auf. Nicht wenige Beobachter sind der Meinung, das Zeitalter der dauernd wachsenden Großstädte sei bereits beendet. Die zukünftige Entwicklung bewege sich in Richtung auf die Industrielandschaft, in der sich industriegewerbliche Siedlungen mäßigen Ausmaßes über das ganze Land hin erstrecken werden. Da manche Anzeichen in diese Richtung zu weisen scheinen, mehren sich bereits die Klagen über die zunehmende Verstädterung des Landes.

Die durchgreifenden Veränderungen, die das Vordringen der Industrie in bisher ausschließlich oder ganz vorwiegend ländliche Gegenden mit sich bringt, werfen ernsthafte Probleme auf. Indes gibt es verschiedene Arten solcher Änderungen. Da sind solche, die schlechthin zu begrüßen sind: Verbesserung der Hygiene und der Verkehrswege, Vordringen wertvoller Kulturdarbietungen auf das Land (Vorträge, Konzerte, Theateraufführungen) usw. Andere Veränderungen beziehen sich auf Formen, die vielleicht in sich selbst gut waren und an sich noch länger hätten fortbestehen können, die aber nicht unersetzlich sind und verändert werden können. Das gilt zum Beispiel von gewissen patriarchalischen Formen der Landwirtschaft, die sich durch das Vordringen demokratischer oder großstädtischer Mentalität nicht mehr recht erhalten lassen. Endlich können Werte bedroht werden, die unersetzbar sind, Werte der Religion, der Sittlichkeit, des Familienlebens und anderes mehr. Selbstverständlich muß alles getan werden, um hier einer Verschlechterung vorzubeugen. Das kann aber nicht dadurch geschehen, daß



man versuchen wollte, diese oder jene ländliche Gegend zu einem Naturschutzpark zu erklären und jeden städtischen Einfluß von ihr fernzuhalten, sondern nur dadurch, daß alle zuständigen Behörden, die Kirchen, die Kulturträger jeder Art zusammenwirken, um solche Werte auch in stärker urbanisierte Lebensformen hinüberzuretten.

#### DIE STADT SOLL SCHÖN SEIN

Die nüchtern rationale Denkweise unserer Tage scheint die Bedeutung des Schönen für die gesunde physische und körperliche Entfaltung des Menschen nicht genügend zu berücksichtigen. Der Mensch trägt in sich den freien Gestaltungsdrang, auch den völlig zweckfreien, rein ästhetischen Gestaltungsdrang. Er ist seinem tiefsten Wesen nach ebenso auf das Schöne, wie auf das Gute und Wahre hingeeordnet.

Es ist ohne Zweifel sehr zu begrüßen, daß viele Städteplaner den eigentlichen Angelpunkt aller Sanierungsmaßnahmen im Wohnungsbau sehen. Aber Wohnungsbau allein macht die Stadt noch nicht schön. Wolf Schneider sagt in seinem anregenden und unterhaltenden Buch „Überall ist Babylon“ in witziger und zutreffender Weise: „Die perfekte Wohnung von heute schützt vor Tuberkulose, aber nicht vor Langeweile“ (402).

Zu allen Zeiten haben die religiösen Kultbauten — Tempel, Moscheen und, im christlichen Abendland, Kirchen und Kathedralen — zu den schönheitsbildenden Faktoren der Städte gezählt. Wäre unter diesen Umständen nicht eine viel engere Zusammenarbeit zwischen Städteplanern und kirchlichen Stellen wünschenswert? Genügt es, wenn auf einem Bebauungsplan lediglich die Plätze für vorgesehene Kirchen ausgewiesen werden? Waren nicht in der Vergangenheit (man braucht nur an die bekannten Merianstiche zu denken) die Kirchtürme die eigentliche Zierde des Stadtbildes? Würde nicht mancherorts das Bedürfnis nach Hochhäusern weniger stark empfunden werden, wenn Kirchen und Kirchtürme systematisch als Dominanten des Stadtbildes geplant würden? Die Bischöfe von Würzburg (besonders die Bauherren aus der Familie der Grafen von Schönborn) haben regelmäßig Landstraßen auf Kirchtürme zulaufen lassen und damit ganz eigene landschaftliche Reize erzielt. Ist es richtig, baulich wertvolle Kirchen in der Straßenflucht verschwinden zu lassen oder sie gar noch der nötigen Ruhe und Sammlung wegen aus dieser Straßenflucht zurückzuziehen? Wäre es nicht richtiger, sie so zu planen, daß sie von verschiedenen Seiten her einen Blickfang darstellten?

#### DIE STADT SOLL SOZIAL RICHTIG SEIN

Jede Stadt ist Ausdruck ihrer sozialen Verhältnisse. Udaipur, die Hauptstadt des gleichnamigen Staates in Radschastan (früher Radschputana) in Indien gehört oder gehörte (der Verfasser hat es in der Zeit vor dem Zweiten



Weltkrieg gekannt) zu den schönsten Städten der Welt. Blendend weiß über einen Hügel hingezogen, von einer Kette tiefblauer Seen umgeben, in denen sich ebenso schneeweiße Paläste auf kleinen Inseln erheben, und überwölkt vom tiefblauen indischen Himmel! Aber etwa drei Viertel dieser Stadt sind der Palast oder die Palästegruppe des (ehemaligen) Maharana von Udaipur. Um diesen riesigen Palast sind Schwalbennestern gleich eine große Anzahl armseliger Lehmhütten geklebt, in denen der Rest der Bevölkerung haust. Ohne Zweifel ein sehr sprechender Ausdruck der bestehenden sozialen Verhältnisse! Wenn in Karlsruhe oder Mannheim alle Straßen vom Fürstenschloß ausstrahlen und auf dieses zurückführen, so ist auch dies ein deutlicher Ausdruck der damaligen gesellschaftlichen Zustände. Manche flämische oder deutsche Stadt aus der Zeit um 1500 mit einem Marktplatz als Mittelpunkt, um den sich behäbige und reiche Bürgerhäuser lagern, drückt wiederum ganz andere soziale Verhältnisse aus. Von da aus werden einem übrigens die mauerumwehrten Städtchen des Mittelalters vielleicht weniger romantisch erscheinen; denn offenbar mußten die Menschen damals dauernd kriegerische oder räuberische Überfälle gewärtigen. So gesehen, sind die völlig offenen modernen Städte, mit ihren Wohnhäusern, die bloße Glas-türen zum Abschluß haben, gewiß erfreulicher, weil sie deutlich machen, daß die öffentlichen Verhältnisse doch geordneter und gesicherter sind.

Auch die spezifische und gesellschaftliche Funktion, die eine Stadt gegenüber ihrem Umland einnimmt, wird im Stadtbild sichtbar. Eine Regierungs- oder Verwaltungstadt sieht anders aus als eine Industriestadt, diese wieder anders als ein Kur- oder Badeort.

Das heutige Stadtbild soll unsere sozialen Verhältnisse richtig widerspiegeln und die sozialen Richtbilder, die heute als richtig erkannt werden, verwirklichen oder zumindest nicht unmöglich machen.

Wenn die christliche Soziallehre seit jeher der Wirtschaft gegenüber betont hat, daß sie eine Kulturfunktion von Menschen und für Menschen sei, dann wäre in abgewandelter Form ebenso zu betonen, daß Städtebau eine Kulturfunktion von Menschen für Menschen ist. Städtebau ist nicht Ausdrucksmittel zur Selbstverherrlichung eines Fürsten oder eines Diktators! Städtebau ist auch nicht ein Tummelplatz für Spekulanten! Das Rom der kaiserlichen Zeit hatte nicht nur unter ähnlichen Verkehrsproblemen zu leiden wie unsere heutigen Städte, sondern auch unter Wohnverhältnissen, die teilweise noch weit schlimmer waren als die unserer Zeit. Der Grund lag darin, daß sich in Rom Spekulanten des Wohnungsbaus bemächtigt hatten, die darauf ausgingen, aus möglichst geringen Investitionen möglichst hohe Renten herauszuschlagen. Leider ist es bis heute noch nicht gelungen, des Problems der Bodenspekulation Herr zu werden.

Nach unseren heutigen sozialen Richtbildern kommt der Erhaltung und Festigung der Familie große Bedeutung zu. Wenngleich das Problem der Familie weit über die Frage des Wohnungsbaus hinausreicht, so ist doch sicher, daß das familiengerechte Heim für die Erhaltung und Gesundheit der



Familien von größter Bedeutung ist. In der Diskussion um das Einfamilienheim wird immer wieder darauf hingewiesen, daß Hochbauten weniger Grund und Boden beanspruchen und billiger durchzuführen seien. Abgesehen davon, daß zu bezweifeln ist, ob nicht Hochbauten, wenn sie wirklich das entsprechende Ausmaß an Grünflächen um sich herum hätten, ungefähr ebensoviel Grund und Boden beanspruchen würden, ist zu sagen, daß es durchaus auch möglich ist, am falschen Platz zu sparen. Das Bauen ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Bauens willen! Ein Lehmhaus mit einem Laubdach ist zweifellos viel billiger als eine Etagenwohnung. Wenn sich zeigt, daß sich eine bestimmte Wohnform vom Menschen her gesehen als richtig erweist, dann muß man diese Wohnform durchführen, selbst wenn sie etwas teurer wäre. Selbstverständlich bedeutet das nicht, daß sämtliche Neubauten in Form von Einfamilienhäusern zu erstellen seien oder gar, daß Bestehendes eingerissen und umgestaltet werden soll. Mietwohnungen — auch in Form von Hochhäusern — können durchaus ihre Berechtigung haben für Unverheiratete, für kinderlose Ehepaare und für solche Familien, die eine Etagenwohnung vorziehen. Die Forderung kann nur lauten, daß dem Einfamilienhaus ein gebührender Anteil innerhalb des gesamten Bauvolumens zuteil werde.

Wenn es richtig ist, daß der Mensch kein Herdenwesen ist, sondern in einer wohlgegliederten Gesellschaft lebt, dann muß auch dieses Richtbild im Städtebild seinen Ausdruck finden. Die Stadt soll nicht ein Riesenmeer gleichförmiger und eintöniger Häuser sein, die sich um irgendeine City herumlagern. Sie soll gegliedert sein in kleinere überschaubare Einheiten. Nun ist auch das eine Forderung, die heutigen Städteplanern unter dem Begriff „Nachbarschaft“ (Neighbourhood) wohlbekannt ist. Gemeint sind kleinere städtebauliche Einheiten mit eigenen Arbeitsplätzen, Einkaufsmöglichkeiten, Kulturbauten, die gleichsam Glieder der größeren Einheit, der Stadt, sind. Es fragt sich, ob es nicht möglich wäre, den Gedanken der Nachbarschaft in diesem städtebaulichen Sinn und den Gedanken der Gemeinde im kirchlichen Sinn in einen näheren inneren Zusammenhang zu bringen. Zwar ist es richtig, daß die Pfarrgemeinden in ihrem heutigen Zustand die Menschen, die ihnen rechtlich angehören, soziologisch nicht integrieren. Das tun sie nur für den verhältnismäßig kleinen Kreis derer, die aktiv am Pfarrleben teilnehmen. Aber auf der andern Seite schließt auch die städtebauliche Nachbarschaft nicht ohne weiteres die Menschen zusammen. Neuere Gemeindeuntersuchungen, die sich damit befaßt haben, haben übereinstimmend gezeigt, daß sich nachbarschaftliche Beziehungen keineswegs mit der städtebaulichen Einheit der Neighbourhoods decken. Sie reichen auf der einen Seite viel weiter, auf der andern viel weniger weit. Das ist zwar kein stichhaltiger Einwand gegen den städtebaulichen Gedanken der Nachbarschaft. Es wäre falsch zu sagen, das Bauliche allein übe keine integrierenden Wirkungen aus. Die alte Vorstellung, der großstädtische Mensch habe kein Heimatgefühl ist sicher falsch. Man könnte sogar fast so weit gehen, zu be-



haupten, das tote Gemäuer präge die in ihr wohnenden Menschen stärker als umgekehrt (der Norddeutsche braucht nur eine Reihe von Jahren in München gelebt zu haben, um selbst Münchener zu werden). Nichtsdestoweniger wird wohl jeder Städtebauer zugeben, daß zu dem äußeren baulichen Moment der Gliederung durchaus ein inneres Prinzip hinzutreten könnte und sollte.

In einigen Ländern hat diese Überlegung zur Schaffung sogenannter „Volkshäuser“ geführt. Solche Kulturzentren, planmäßig in Nachbarschaften hineingestellt, können eine gewisse verbindende Wirkung ausüben. Es könnte sich um sie eine neue Kulturgemeinde bilden — allerdings eine bewußt säkulare.

Christen werden sich fragen, ob solche Gemeindebildung nicht besser und richtiger von den kirchlichen Pfarrgemeinden ausgehen solle, die an sich starke sammelnde Kräfte in sich tragen. Es käme nur darauf an, diese besser zur Auswirkung gelangen zu lassen. Manche Erkenntnisse der Pastoralsoziologie könnten hier wichtige Hinweise bieten.

Auch von hier aus wird die Wichtigkeit der Zusammenarbeit kirchlicher und städtebaulicher Stellen erneut sichtbar. Welche Möglichkeiten ergäben sich aus dem Gedanken, die innere Einheit einer Nachbarschaft städtebaulich durch den Kirchenbau sichtbar werden zu lassen!

#### DIE STADT SOLL DER METAPHYSISCHEN BESTIMMUNG DES MENSCHEN RECHNUNG TRAGEN

Auch hier ist es so, daß tatsächlich jede Stadt, jedes Stadtbild die metaphysische Einstellung ihrer Erbauer und Bewohner sichtbar werden läßt. In der Vergangenheit hat die große Mehrzahl der Städte die metaphysische Bestimmung des Menschen in ihrem Stadtbild sehr deutlich zum Ausdruck gebracht. Die großen Städte Mesopotamiens mit ihren alles überragenden, weithin leuchtenden Zikkurats; die Städte Ägyptens mit ihren riesigen Tempeln und, der Religion Ägyptens entsprechend, den Gräberstätten, die in ihren Ausmaßen die Städte der Lebenden oft bei weitem übertrafen; die Städte des Orients mit ihren überragenden Tempeln und Moscheen; Athen im Schatten des Parthenon; und gar die europäischen Städte des Mittelalters mit ihren Domen und Kathedralen — all diese Städte verkündeten deutlich in ihrem Stadtbild die transzendente Bestimmung des Menschen.

Aber es gibt auch andere Städte. Versailles zum Beispiel im Schatten des Prunkschlosses des Sonnenkönigs spricht eine andere Sprache. Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkt unsere modernen europäischen Städte, so wird man erschrecken. Was beherrscht unsere Städte? Was prägt ihr Gesicht? Bauten der öffentlichen Verwaltung; einige Kulturbauten (Theater, Museen) — wobei diese nicht selten einen mühsamen, einen irgendwie „gemachten“ Eindruck erwecken. Was dagegen den Eindruck des spontan Gewachsenen, kräftig Emporgeschossenen macht, das sind Banken, Versiche-



rungepaläste, in einigen Städten die Börse; ferner riesige Kaufhäuser und — wenn auch aus praktischen Gründen meist an den Rand gelagert — riesige Produktionsstätten. Ein geradezu schreiendes Symbol dieser Entwicklung ist die Trinity Church am Anfang der bekannten Wallstreet von New York. Ursprünglich ein mittelgroßer klassizistischer Bau, wirkt er heute wie ein winziges Puppenspielhäuschen inmitten der zahllosen Wolkenkratzer — ausnahmslos Geschäfts- und Bürohäuser —, die die Turmspitze der Kirche um 50, 60, 80 Meter überragen. Ein Marsbesucher oder ein Archäologe zukünftiger Jahrtausende käme vielleicht zu der Schlußfolgerung, die Menschen unserer Zeit hätten ihre metaphysische Bestimmung nur im Geldmachen gesehen.

Es wäre illusorisch und es wäre darüber hinaus einfachhin falsch, von dem Städtebauer zu verlangen, daß er etwas anderes bauen solle, als was den tatsächlichen Gegebenheiten entspricht. Es ist nicht Sache der Städtebauer, der Stadt das Antlitz zu geben, das der wahren metaphysischen Bestimmung des Menschen Rechnung trägt, sondern es ist Sache des Christen, dafür zu sorgen, daß diese wahre metaphysische Bedeutung so sehr ins öffentliche Bewußtsein trete, daß die Städtebauer entsprechend bauen können.

Das Christentum war niemals städtefeindlich. Wohl kennt es die Gefahren der Welt, des Reichtums, der Kultur überhaupt und im besonderen auch die des Städtebaues. Es können im Städtebau menschliche Hybris, menschliches Selbstgenügen zum Ausdruck kommen. Es kann im Städtebau der Geist der reinen Innerweltlichkeit seinen Ausdruck finden. Es kann „die große Hure Babylon“, jenen Prototyp der gottlosen und allen Lastern verfallenen Stadt, geben. Es kann aber auch die heilige Stadt Jerusalem geben, und Johannes beschreibt in seiner Apokalypse die Enderfüllung unter dem Bild der vom Himmel herabgestiegenen, der heiligen Stadt. An uns liegt es, in der Zwischenzeit, die uns von jenem „Tag Christi“ trennt, Städte zu bauen, die nicht „Babylon“ sind, sondern Städte, die wenigstens etwas vom Geist des himmlischen Jerusalem an sich tragen.

## ZEITBERICHT

---

Selbstkontrolle des Films in Italien. Eine Frage — Die Stellung der afrikanischen Frau — Gefängnisseelsorge im Libanon — Katholiken in der Sowjetunion

### *Selbstkontrolle des Films in Italien. Eine Frage*

Neben dem Buch, der Zeitung, den Versammlungen, dem Theater haben heute für die allgemeine Bildung, Meinungsbildung und Erziehung Rundfunk, Fernsehen und Filmtheater eine sehr große Bedeutung gewonnen; in ihrer Breitenwirkung überreffen sie die erstgenannten.